



Wenn das Karibische Dominion tatsächlich zustande kommt, wird es nach Flächeninhalt und Bevölkerung das kleinste der selbständigen Commonwealth - Glieder. Denn ohne die beiden erwähnten Festland-Kolonien bedecken die Inseln nur 33 000 Quadratkilometer mit einer Bevölkerung von etwas über zwei Millionen, von der die Hälfte auf Jamaica entfällt. Guyana und Honduras haben zwar eine Fläche von 253 000 Quadratkilometer, aber nur knapp eine halbe Million Bewohner.

Viele der Inseln, die von Anfang des 17. bis Ende des 18. Jahrhunderts britischer Besitz wurden und fast alle in der Zeit vor der Erfindung des Rübenzuckers florierten, sind auch heute wirtschaftlich noch wichtig. So Trinidad wegen seines Erdöls und Asphalts, Jamaica für Kaffee, Tabak, Zucker und Rum, die Bahamas für Schwämme, Südfrüchte, Schildpatt und Edelhölzer, Barbados für Rum und Baumwolle. Die Bermudas schließlich empfehlen sich als Winterkurort für dollarverzehrende Amerikaner.

Bei der Nutzbarmachung karibischer Naturschätze hilft Englands Wirtschaftspolitik tatkräftig nach. Creech-Jones' Kollege Strachey, der Ernährungsminister, begab sich mit einem großzügigen und zunächst kostspieligen Erdrauß - Projekt auf das Kolonial-Gebiet.

Politisch-psychologisch wird viel getan, den farbigen Gentleman couleurfähig zu machen. Es gab in England scharfe Urteile für Obdachverweigerung gegenüber Farbigen.

Die große Afrika-Konferenz, die in der ersten Oktoberhälfte eine imposante Schar von Neger - Potentaten mit Gefolge, im Londoner Lancaster-Haus versammelte, war mehr als eine bloße Prestige-Angelegenheit. Zwar soll — und wird — sie zunächst und in erster Linie zu rascherer Erschließung und engerem Anschluß Afrikas an das Mutterland führen. Sie war aber auch eine würdevoll-englische All-

round-Verbeugung vor dem farbigen Teil der Völkerfamilie.

Alles deutet darauf hin, daß Großbritannien es in seiner Kolonialpolitik jetzt ernstlich und zielbewußt „andersherum“ versucht. Nicht zum erstenmal. England hat als erste Großmacht 1807 den Sklavenhandel verboten. 1833 hob es alle Sklaverei in seinen Besitzungen auf.

Es sind die Urenkel dieser Sklaven, denen das Mutterland nach der Freiheit nun auch die Gleichheit zuspricht, zum Teil freilich noch in Armut und Unsicherheit. Ob auch die Brüderlichkeit — das wird vorerst an britischen Kaminen noch nicht diskutiert.

UNO-Rindvieh-Schlacht-Aktion

Ein verbotener Genuß

Im Treuhänderschaftsrat der UNO ist das Schaltwerk der Menschheitsverbesserungs-Maschinerie auf Alarm gestellt worden. Es geht um Ruanda-Urundi, das belgische 54 000-qkm-Mandatsgebiet im Nordwesten von Ex-Deutsch-Ostafrika. Es geht um die dreieinhalb Millionen Neger, die dieses Gebiet zum dichtestbesiedelten von ganz Afrika machen.*) Sie sind in höchster Gefahr. Eine Million Kühe bedrohen ihr Leben.

Ein soeben veröffentlichter 167-Seiten-Bericht der vierköpfigen UNO-Mission, die in diesem Sommer die ostafrikanischen Mandatsgebiete inspizierte, enthüllt die alarmierende Tatsache: „Wenn sich in Ruanda-Urundi die Menschen und das Rindvieh weiter so vermehren wie bisher, wird die Lage unhaltbar.“

Sie wird unhaltbar, weil in diesem felsigen Hochland Innerafrikas die Kuh mehr bedeutet als der Mensch. Oder in den Worten des Vier-Mann-Komitees: „Außer dem König ist nichts und niemand so viel wert wie das Rindvieh.“

*) 64,6 auf den Quadratkilometer

Die Kuh ist die stabile Grundlage des in Ruanda-Urundi herrschenden Feudal-systems, das die Belgier trotz aller demokratischen Erneuerungsversuche in den dreizehn Jahren ihrer Mandatsverwaltung bis heute nicht ausrotten konnten. Die Zahl der Kühe, über die die dunkelhäutigen Notabeln Ruanda-Urundis verfügen, bestimmt stillschweigend die soziale Rangordnung ihrer Besitzer. Sie ist der Angelpunkt aller politischen Beziehungen.

Die Sache wird noch komplizierter, weil die Kuh von den Eingeborenen mit dem Glorienschein der Heiligkeit umgeben wird. Kuhmilch ist ein Objekt inniger Verehrung und darf nur in gewissen Quantitäten getrunken werden. Rindfleisch gar ist ein völlig verbotener Genuß. Vielfach sahen die UNO-Inspizienten Neger zu Füßen ihrer Kühe Hungers sterben.

In Ruanda-Urundi sterben die Kühe bei weitem nicht so häufig wie die Menschen. Sie vermehren sich dafür um so intensiver. Und darin sehen die UNO-Männer die große Gefahr für die dreieinhalb Millionen Bewohner des Landes. Wenn die Entwicklung in dem bisherigen Maße anhält, so meinen sie, dann werden die Kühe über kurz oder lang das Felsenhochland völlig beherrschen.

Diese Gefahr soll nun durch eine große UNO-Rindvieh-Schlacht-Aktion abgelenkt werden. Die Neger von Ruanda-Urundi wissen noch nichts von ihrem Glück. Aber in Lake Success wurden schon warnende Stimmen laut.

Sie weisen darauf hin, daß die Männer von Ruanda-Urundi wohl keine Kühe schlachten würden. Aber sie würden sich möglicherweise nicht genieren, statt dessen die UNO-Kuh-Killer zu töten. Menschenfleisch steht in einigen Gegenden Ruanda-Urundis im Gegensatz zu Rindfleisch immer noch hoch im Kurs.

Zu viel Orangen für Europa

Das wären Zeiten

Voriges Jahr um diese Zeit landeten englische Kriegsmaschinen, in friedliche Luftfrachter umgebaut, auf dem Flugplatz von Valencia. Um hernach die Londoner mit den ersten Orangen zu bombardieren. Was vormittags noch die Bäume der blauen Mittelmeerküste vergoldete, funkelte nachmittags schon auf den Marktständen durch den Londoner Nebel. Ende November beginnt in Spanien die Orangenernte.

Dieses Jahr haben es die Engländer weniger eilig. Sie sagen, die Spanier seien mit ihren Waren zu teuer, teurer als andere Lieferanten. Nun schätzt man die Orangenernte diesmal auf mindestens 600 000 Tonnen. Das ist nicht ganz so viel wie im vorigen Jahr, aber wesentlich mehr als vor zwei Jahren. Zweifellos: Es gibt zu viele Orangen für das arme Europa.

England ist seit Kriegsende Valencias Hauptkunde. Im Abstand folgen dann Belgien, Holland und Schweden. Aber da reifen außerdem jedesmal über hunderttausend Tonnen Orangen an der valencianischen Küste heran, die für einen anderen Stammkunden bestimmt sind: Deutschland.

Es stand im Hauptbuch Valencias an erster Stelle. Es hatte das größte Konto. Jedes Jahr kaufte Deutschland gut ein Sechstel der ganzen Ernte allein. Das waren Zeiten, seufzen die in Valencia. Und die in Hamburg. Das Wort „Fruchthof Hamburg“ hat in den verlassensten Orangendörfern einen magischen Klang.

Jedes Jahr waren diese „Alemanes“ gekommen, waren durch die Gärten ge-